

Vor Potsdam im Jahr 1945

Warum die 1944 evakuierten Nordsiebenbürger 1945 nicht repatriiert wurden

Ein Bericht, erstattet auf Grund von Erinnerungen, Aufzeichnungen und Dokumenten

von

Karl Kurt Klein, Innsbruck

Zur Vorgeschichte

Vom 23. Juli bis 3. August 1945 fand die denkwürdige Konferenz von Potsdam statt, die als letzte der großen interalliierten Kriegskonferenzen des Zweiten Weltkrieges in die Annalen der Geschichte eingegangen ist, deren Regelungen bis heute wirksam geblieben sind.

Wie es dazu kam, daß die auf Befehl Hitlers im Herbst 1944 evakuierten Nordsiebenbürger im Jahr 1945 nicht, wie sie es damals als selbstverständlich ansahen und erhofften, repatriiert wurden, soll in den folgenden Darlegungen an Hand von Erinnerungen, Aufzeichnungen und Dokumenten geschildert werden.

Verständlicherweise wird sich Persönliches und Offizielles in der Darstellung mischen.

*

Ende Juni 1945 kam der Dechant und Stadtpfarrer von Sächsisch-Reen, Heinrich Nikolaus, der damals in Thummersbach neben Zell am See — sehr gegen den damaligen Willen des katholischen Dekans — eine kleine Flüchtlingsgemeinde betreute, die meist aus Siebenbürger Sachsen bestand, bis zum Grund seiner Seele erschüttert und aufgeregt zu mir nach Mauris (Land Salzburg), wo ich damals mit meiner Familie nach mannigfaltigen Wechselfällen der Evakuierung im Landrichterhaus Zuflucht gefunden hatte.

Ich hatte Nikolaus zum letzten Mal einige Wochen früher bei der Konfirmation in der zerbombten evangelischen Kirche in Salzburg erlebt. Die Konfirmanden waren zum Großteil Siebenbürger in Tracht und Borten. Die Feier war über die Maßen ergreifend. Dem amts handelnden Pfarrer und den Zuhörern liefen die hellen Tränen über das Gesicht. Zwar war man überzeugt, daß das Evakuierungselend bald ein Ende finden würde, aber die Tatsache, auf sich gestellt in der Fremde zu sein, ohne zu wissen, wie lange das Exil dauern werde, war allein schon entmutigend und niederdrückend. Die Österreicher folgten die Lebensmittelkarten, die von den Amerikanern wegen der herrschenden Hungersnot von Hitlerdeutschland übernommen und ihre Ausfolgung auch an DP's (displaced persons) verpflichtend gemacht hatten, nur widerwillig aus, denn sie litten selbst Not. Aber schon gingen Gerüchte um, die österreichische Gutwilligkeit werde nicht lange dauern. Noch böfsere Gerüchte waren auf unbekannten Wegen aus der Heimat zu uns gedrungen. Bestimmtes aber wußte man nicht. Diese Ungewißheit war das allerdrückendste. Aus der amerikanischen Soldatenzeitung, die von den GI's achtlos weggeworfen wurde, der Stars and stripes, konnte man außer blindem Haß gegen alles, was deutsch war, wenig Vernünftiges erfahren.

Mauris war von einer Halbkompagnie von Fallschirmjägern der Rainbow-Division (Regenbogendivision) besetzt, die dem Vernehmen nach niemals im Einsatz gewesen war, unter dem Kommando eines jungen Leutnants, angeblich einem Medizinstudenten. Der gute Mediziner hatte alle Hände voll zu tun, seine Soldaten von Übergriffen und ständiger Besoffenheit zurückzuhalten. Der Dorfbevölkerung gegenüber wurde ein strenges Regiment geübt, besonders durch genaue Anwendung der Curfew-Vorschrift, die die Bewegung von Zivilpersonen nach Abendeinbruch verbot.

Auf der Rückfahrt von Salzburg hatten wir bei Glasenbach die Jammergestalten derer gesehen, die für die zwangsweise Rückführung bestimmt waren, wie wir hörten, meist Ungarn, die, auf ihrem kümmerlichen Gepäck lastend, tränenüberströmt der Übergabe an die Russen

harrten. Salzburg war amerikanische Besatzungszone, die russische begann jenseits der Enns. Das berühmte Auffanglager war in Liezen, angeblich noch schlimmer als das amerikanische Lager in Glasenbach.

Stadtpfarrer Nikolaus fragte mich also schwer aufgeregt und erschüttert, ob ich erfahren hätte, daß die Amerikaner ihre Zusagen bezüglich des Asylrechtes der Siebenbürger nicht einhielten. Schon seien 800—1000 unserer nordsiebenbürgischen Landsleute für den Abtransport nach Liezen bereitgestellt worden.

Dazu kamen die bösesten Gerüchte, von denen die Luft erfüllt war. — Aus ihrer eigenen Besatzungszone hatten die Russen Landsleute bereits nach Hause zurückbefördert. Von denen waren durch Mundfunk Nachrichten nach oben gedrungen, die nicht kontrolliert werden konnten und lawinenartig von Stunde zu Stunde wuchsen. Die Heimkehrenden waren bei Großwardein zum zweiten Male bis aufs Hemd ausgeplündert worden und ressentimenterfüllten Juden in die Hände gefallen. Zu Hause wurden sie in ihre Häuser nicht eingelassen. Alles sei enteignet worden. Viele Zehntausende Volksgenossen in arbeitsfähigem Alter seien ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht zur Zwangsarbeit angeblich an das russische Eismeer und nach Sibirien verschleppt worden. Zu Hause würden die Rückgekehrten zu niedrigsten Arbeiten geprügelt. Die Hungersnot sei unbeschreiblich, noch größer als die in Österreich.

Das war nur ein Ausschnitt aus der Menge der Gerüchte, die auch mich erreicht hatten.

Mit Nikolaus hielten wir eine ernste Beratung, zu der auch Dr. Stenak Jenö zugezogen wurde, der oberste Richter Ungarns, Vorsitzender der sogenannten Kurie, ein Amt, das m e h r als Ministerrang hatte.

Wir kamen überein, den Versuch zu machen, unseren Generaldekanten und die kirchlichen Instanzen, die in der Heimat ordnungsgemäß gewählt und in Funktion waren, mobil zu machen. Wie und auf welche Weise das geschehen könnte, war schleierhaft. Der Generaldekant lag angeblich in Erlangen krank, Passierscheine zum Verlassen unserer augenblicklichen Aufenthaltsorte zu erlangen, schien unmöglich.

Nikolaus machte sich stark, durch die Dolmetscher bei den Besatzungsbehörden in Zell am See, zu denen er Beziehungen habe, Ausweise für die Fahrt zu beschaffen. Wenige Tage später hatte er das Wunder vollbracht.

Er hatte Fahrtausweise für sich und mich nach Erlangen. Bis Innsbruck war der Eisenbahnverkehr höchst unregelmäßig, aber doch hergestellt. Weiter würden wir zusehen.

Die Menschenjagden, die im Spätsommer stattfanden, hatten noch nicht begonnen. Die Österreicher waren über jeden Menschen froh, den sie bei der herrschenden Lebensmittellknappheit abschieben konnten.

Die Fahrt nach Erlangen/Nürnberg

Anfang Juli machten wir uns auf den Weg. Bis Innsbruck konnten wir Lastzüge benutzen, bzw. von Militärzügen mitgenommen werden. In Innsbruck lief der Verkehr aus.

Zu Fuß wanderten wir nach Kiefersfelden weiter. Ohne beanstandet oder aufgehalten zu werden, fanden wir beim Meßner-Wirt für M 1,60 ein Zweibettzimmer mit Frühstück.

5. Juli, Donnerstag. In aller Herrgottsfrühe konnten wir einen nach Rosenheim abgehenden Arbeitszug erklettern. Die Arbeiter waren für Aufräumarbeiten im Bahnhof der Stadt Rosenheim bestimmt.

Das Aussehen der Stadt erschütterte uns, sie war von Bomben und Lustangriffen zerschlagen. Eine Urweltlandschaft.

In der Stadt erhielten wir ohne weiteres Lebensmittellkarten für eine ganze Woche. Rosenheim als Kreuzungspunkt aus der Kriegsgefangenschaft entlassener Soldaten fühlte sich auch für Gäste, die nicht in allem Normalbedingungen entsprachen, zuständig.

Fürchterlich sah der Bahnhof aus. Erst wenige Geleise waren befahrbar, der Rest um- und umgepflügt. Riesige Baumaschinen, wie wir Provinzler solche nie gesehen hatten, waren in Tätigkeit. Kriegsgefangene, Arbeiter und Soldaten bemühten sich, in das Chaos Ordnung zu bringen. Die apokalyptisch anmutende Landschaft war noch unvergleichlich schlimmer, als ich sie im März kurz vor der Kapitulation des Reichs erlebt hatte.

Das Gespräch mit aufräumenden ungarischen Soldaten vermehrte die bösen Gerüchte, wie wir sie schon kannten. Die Ungarn waren froh, in amerikanischer Kriegsgefangenschaft arbeiten zu dürfen und nicht in die Heimat zurückkehren zu müssen. Dort herrschten, wie sie sagten, ungeheuerliche Zustände.

Den ganzen Tag über warteten wir im schönsten Sommerwetter auf einen Militärlastzug, der in Richtung München—Augsburg gehen sollte. Natürlich durfte er von Zivilisten nicht benützt werden. Er war mit Brettern beladen. Hinter einem Bretterverschlag konnten wir uns unsichtbar machen.

Eine Episode, die sich vorher abspielte, blieb mir im Gedächtnis. Wir krochen zu dem Zug unter anderen haltenden Zügen hindurch. Nikolaus blieb mit seinem prallgefüllten Rucksack unter einem Zug hängen, der gerade im Anfahren war. Im letzten Augenblick konnte ich ihn, nicht ohne Schädigung des Rucksackes, von den rollenden Rädern herausziehen. Nikolaus hat mir diese Lebensrettung nie vergessen.

Im starkem Tempo brachte uns der Zug über München-Laim bis Augsburg. Dort konnten wir umsteigen. Es regnete und war kalt. Der Zug war ein Kohlenzug.

6. Juli, Freitag. Im Morgengrauen an Treuchtlingen vorbei fuhren wir schwarz wie die Reger über Nürnberg in Richtung Erlangen. Der Zug hielt nicht. Wir mußten uns 17 km weiter führen lassen, ehe das Abspringen möglich war. Zu Fuß trampelten wir nach Erlangen zurück, bis ein gutmütiger amerikanischer Verkehrsposten einen deutschen Lastwagen anhielt und uns mitnehmen ließ.

Der Autoverkehr der Amerikaner war für unsere Begriffe überdimensional.

Erlangen fanden wir unzerstört, den Generaldechanten halb gesundet. Wir kommen in der Champignon-Züchtereierie von Erich Hullen unter, dem eine Richte von Molitoris die Wirtschaft führt.

7. Juli, Sonnabend. Vorsprache im Martin-Luther-Bund, Generalsekretär ist Pfarrer Muth. Bischof Hefel leitet das „Committee of the German Evangelical Church for Ministry to Internees and Prisoners of war, in collaboration with the Oecumenical Council of Church and the International Red Cross“ und das Evangelische Hilfswerk für Internierte und Kriegsgefangene, Erlangen, Universitätsstraße 26. Professor Althaus ist Dekan der Evang.-Lutherischen Fakultät, Stadtpfarrer Walter Rünneith ist mir von seiner Gegenschrift gegen Rosenbergs „Mythos“ literarisch wohlbekannt. Im Gespräch erhalten wir Aufschlüsse über die gegenwärtige Lage. Gegen ein, zwei Professoren der Universität, die in Haft sind, läuft die Untersuchung noch. Von Prof. Althaus und den Pfarrern Rünneith und Muth erhalten wir wertvolle Aufschlüsse und Hinweise, im besonderen einen Hinweis auf die Bischöfe Wurm und Meiser, die Leiter der Bekenntniskirche. Am Abend stellen sich bei Hullen noch der Uhrmacher Wilhelm Wittstock, einst Bistritz, jetzt Basel, ein und die Frau des Mediascher Abgeordneten Hedrich, die von ihrem Mann über das Rote Kreuz ein beruhigendes Telegramm erhalten hat.

8. Juli, Sonntag. Erlangen. Vormittag nehmen wir am Gottesdienst in der Universitätskirche teil. Rünneith predigt gehaltvoll und gegenwartsnah über Psalm 1: Gottes Nähe bedeutet ein gesegnetes, Gottes Ferne ein ungesegnetes Leben. Ohne ausfällig zu werden, bezieht er alles auf den Fall des deutschen Volkes.

Am Nachmittag setze ich, unterstützt von Molitoris, ein Memorandum auf.

9. Juli, Montag. Nürnberg. Unsere weitere Fahrt machen wir nun zu dritt. Bischof Meisers wegen, der, wie wir erfahren haben, am Montagnachmittag in Nürnberg sein wird, machen wir im Autobus die Fahrt nach Nürnberg.

Die Stadt, einst Stadt der deutschen Parteitage, sieht entsetzlich aus. Alles ist zusammengebombt. Unversehrt ragen nur die Schornsteine von Fabriken in die Luft. Sie scheinen den Luftminen keinen Widerstand entgegengesetzt zu haben. Alles übrige ist zerstört: Lorenzer Kirche, Marienkirche, Rathaus, Dürer-Haus; hinter den Fassaden der stehengebliebenen Hausmauern wohnt das Grauen.

Wir haben Besprechungen mit dem Kreisdekan Oberkirchenrat Schieder, einem typischen Franken mit scharfgeschnittenem, kantigem Gesicht. Als Beauftragter des Lutherischen Weltkongvents empfängt uns für den bayerischen Landesbischof Oberkonsistorialrat Dr. Lillje, dann Meiser selbst. Seine positive Stellungnahme zu einer eventuell notwendig werdenden Umsiedlung aus Österreich nimmt uns eine Last vom Herzen. Meiser hat später sein Versprechen gehalten.

Das Mittagessen im „Schwänle“ ist fast unwirklich. So viel Ordnung und Gefälligkeit unter Ruinen.

In einem Lastzug versuchen wir am Abend von Erlangen in Richtung Aschaffenburg zu fahren. Es regnet. Der Zug ist ein Kohlenzug. Wir sitzen durchnäht und frierend im Bremserhäuschen. Molitoris stöhnt: Armer Molli, war bäfte geröden!

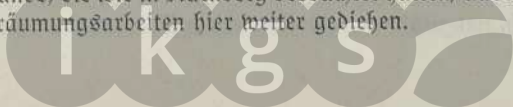
10. Juli, Dienstag. Würzburg—Hanau—Friedberg. Die Nachtfahrt ist entsetzlich. Mehrmaliges Umsteigen zeigt überall zerlumpte Heimkehrer. Die Mainlandschaft ist herrlich, die Felder angebaut, die Ernte gut. Umso böser mutet die Verwahrlosung und Verschmutzung der meist bombenversehrten Bahnhöfe und der Zustand der Menschen an. In Hanau beginnt der kleine Personenverkehr. Dort und in Aschaffenburg, wo wir stundenlang auf einen Lastzug warten müssen, erleben wir deutsches Volk in seiner tiefsten Demütigung. So wie sich im März auf dem Regensburger Bahnhof von der Reichsbahn im Stich gelassene Tausende zusammendrängten und wie die wilden Tiere auf einfahrende Züge stürzten, so warten jetzt Tausende in viel schlimmerem Zustand in Aschaffenburg, Hanau, Friedberg auf die Möglichkeit, weiterzukommen. Homo homini lupus! Der Mensch ist dem Nächsten ein Wolf. Die Amerikaner, die dieses Volk nur in seiner zigeunerhaften Verwahrlosung und Verschmutzung gesehen haben, nehmen das als Regelfall und gehen achtlos und gleichgültig an allem vorüber. Dabei würde es sie nur ein Wort kosten, der Reichsbahn für den Wiederaufbau freie Hand zu geben. Dieses Wort wird nicht gesprochen. Molitoris wiederholt immer wieder: Wie die Zigeuner. Armer Molli, war bäfte geröden!

Abends sind wir in bejammernswertem Zustand in Friedberg, in einem der schönsten Teile Deutschlands. Wir werden von einem Verwandten des Generalbedienten, dem Kohlenhändler Willi Ulrich, empfangen und untergebracht. Das Haus, inmitten eines großen Gartens, hat trotz der in der Nähe gefallen Bomben kaum gelitten. Beim Abendessen erzählt Fräulein Ulli, die als Nachrichtenhelferin den Krieg mitgemacht hat und vor kurzem aus einem Kriegsgefangenenlager nach Hause gekommen ist, Erschütterndes über das Lagerleben, die Stimmung im Heer und im Offizierskorps der letzten Zeit.

Die entscheidenden Verhandlungen

11. Juli, Mittwoch. In aller Herrgottsfrühe geht es mit einem Ulrichschen Lkw nach Frankfurt. Die Wetterau, dieser gesegnete Teil der deutschen Erde, erstrahlt in alter Herrlichkeit. Die Felder sind angebaut, die Fluren prangen in frischem Grün und Gelb.

Umso entsetzlicher ist der Anblick, den Frankfurt bietet. Die Stadt war vor der Allgemeiner Zerstörung Deutschlands, die wir in Nürnberg beobachtet hatten, ausgeradiert worden. Infolgedessen sind die Aufräumarbeiten hier weiter gediehen.



Die Empfehlungen Walter Künnerths und Defan Althaus' erweisen sich als wirksam. Von der provisorischen Stadtverwaltung, dem kirchlich stark interessierten Ledergroßhändler Humbert und dem Präsidenten der Handelskammer, Dr. Ing. Petersen, nicht zuletzt auch von dem Hauptgeschäftsführer Dr. Mertens und dem Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes, Schubert, werden uns alle Erleichterungen gewährt, zu denen diese „provisorische“ Regierung überhaupt berechtigt ist.

Stadtpfarrer Lic. Fricke reibt sich im Dienst der Gemeinschaft förmlich auf. Uns weist er an den Religionslehrer und Verwalter einer Art von Jugendherberge, Pfarrer Hartte, der uns nach Möglichkeit beherbergt. Daß wir der Familie Hartte nachher eine Woche lang zur Last fallen mußten, war nicht vorauszusehen. Entgegenkommen und Freundlichkeit blieben unverändert.

Das Verhältnis von Stadtpfarrer Fricke zu den Männern der Stadtverwaltung und der Handelskammer erinnerte mich lebhaft an das Verhältnis von Stadtpfarrer Glondys zu Samuel Schiel in Kronstadt. Glondys ist der Ausdruck zuzuschreiben, daß hinter der geistlichen Gewalt eine menschliche Oberkeit stehen und das notwendige Geld beschaffen müsse.

Überhaupt erinnerte manches an unsere siebenbürgischen Verhältnisse. Man hat durchaus das Gefühl, vom Kredit der Volks- und Kirchengemeinschaft in der Heimat zu leben. Die in Frage kommenden Persönlichkeiten waren entweder selbst bei den Veranstaltungen des Landeskundevereins in Siebenbürgen gewesen, oder sie hatten durch den VDA und die in den Nazijahren intensiv betriebene Propaganda für das „Auslandsdeutschtum“ von uns Sachsen übertrieben gute Vorstellungen.

Am ersten Nachmittag wurden wir in Frankfurt von zwei Amerikanern empfangen, die in Hemdsärmeln mit den Füßen auf dem Tisch lümmelten und von Europa und Tuten und Blasen nicht die geringste Ahnung hatten. Wir hielten sie für Fleischhauer und erfuhren erst nachträglich, es seien zwei amerikanische Stabsoffiziere gewesen. Wir waren damals mit amerikanischen Sitten eben wenig vertraut. Es wäre uns sicher ähnlich ergangen, wenn wir durch eine Fügung des Schicksals über Nacht Regenten des Staates Minnesota oder Norddakota geworden wären. Es gelang mir jedenfalls nicht, den beiden „Fleischauern“ die einmal von ferne etwas von Transnistrien in Rußland hatten läuten hören, klarzumachen, daß „Transsylvania“ mit „Transnistria“ nicht identisch sei.

Schuld daran waren auch meine mangelhaften Sprachkenntnisse. Ich hatte vor dreißig Jahren bei Frl. Mendwich in Hermannstadt zusammen mit Rudi Spel und einer Tochter von G. A. Schuller englischen Sprachunterricht gehabt. Dieses „Oxford-Englisch“ hatte ich im Verlauf der Evakuierung aus dem Großen Toussaint-Langenscheidt aufzufrischen versucht. Daß das amerikanische Slang, das die beiden „Fleischhauer“ sprachen und das uns nachher immer wieder begegnete, von Oxford-Englisch himmelweit verschieden sei, wußte ich nicht und mußte es nachher schmerzlich oft erfahren.

Jedenfalls war diese erste Unterredung mehr als unbefriedigend.

12. Juli, Donnerstag. Das Hauptquartier der Kontrollkommission (SHAEP) befand sich nicht in Frankfurt, sondern in Hoechst, in dem großen IG-F-Bau. Am nächsten Vormittag brachte uns das Auto der Handelskammer hinaus.

Dieses Hauptquartier war durch einen dreifachen Ring von spanischen Reitern hermetisch gesichert und nur durch eine Torwache am inneren und äußeren Tor unter tausend Förmlichkeiten und Kontrollen betretbar. Die Wachmannschaft, wunderbar equipiert, mit weißen Seidenhalstüchern, kurzen Ledergamaschen und tadellos gebügelter Hose, war in der Kontrolle mehr als genau.

Es gab zahllose telefonische Anrufe, ehe die Legitimation, die wir aus Erlangen/Nürnberg mitgebracht hatten, anerkannt wurde. Ich glaube, Hitlers Wollschanze in Ostpreußen war

weniger abgeschirmt als Eisenhowers Hauptquartier in Hoechst. Daß wir überhaupt so weit vordringen konnten, war nach der Meinung Stadtpfarrer Frides ein Wunder. Aberaus nützlich erwiesen sich dabei die Empfehlungsschreiben von Rünneith, Althaus und Bischof Meiser. Der Schwiegersohn von Nathan Söderblom, Ept. Landeen, an den wir gewiesen waren, begegnete uns zwar gemessen und würdevoll, wie es für die „Non-Fraternisation“ vorgeschrieben war, aber doch mit dem Respekt, der einem Bischof zukam. (So übersetzte ich der Wirklichkeit entsprechend den Ausdruck „Generaldechant“ jedesmal; Molitoris war Mitglied des Ungarischen Oberhauses und von den Ungarn als Bischof der Evangelischen Landeskirche in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns anerkannt.) Die beiden Fleischhauer in Frankfurt waren von dem Amt und von dem Eindruck der Persönlichkeit Molitoris' in keiner Weise berührt.

Ept. Landeen verschaffte uns an Hand unserer Denkschrift eine Vorsprache bei dem zuständigen Referenten der Abteilung G-5. Dort empfing uns zunächst der Chef der Abteilung, Major Kurt Hansen. Das war ein Norweger, ein ergrauter Fünfsziger, der Deutsch vollkommen verstand und es, wenn auch nicht geläufig, sprach.

Beigegeben war ihm eine amerikanische Dolmetscherin, deren Deutsch wir zunächst für amerikanisches Englisch hielten.

Es gelang Major Hansen, an Hand einer Landkarte, die ich herbeischaffen ließ, den Unterschied von Transnistrien und Transsilvanien klarzumachen.

Nach endlosen Ferngesprächen mit der Kontrollkommission erklärte Major Hansen, daß wir nicht zu seiner Abteilung gehörten, sondern in das Interalliierte Hauptquartier, deren G-5-Abteilung von drei Generalen geführt wurde, vom Brigadegeneral Mikelssohn, dem General Salisbury Jones und dem „Exekutivoffizier“ Colonel Moffit. Der erklärte sich endlich für unseren Fall zuständig und teilte dem Major Hansen telefonisch mit, es bestehe die Abmachung, daß — außer russischen Staatsbürgern — niemand gegen seinen Willen in die von den Russen besetzten Gebiete zurückgeführt werden dürfe. Diese Abmachung bestehe seines Wissens noch, und er wundere sich, daß amerikanische Dienststellen dagegen verstießen. Er wünsche uns persönlich zu sprechen.

Um uns den Zugang in das Hauptquartier zu öffnen, gab uns Major Hansen einen persönlichen Brief an Oberst Moffit mit. In der Folge erwies sich dieser Brief auf amtlichem Papier als ein wahres Gefam-öffne-dich und half uns nicht nur in diesem Fall weiter.

Das Hauptquartier Eisenhowers im Hochhaus der IG habe ich oben bereits kurz beschrieben. Als Sathyrspiel der minutiösen Abspernung sei hier nachgetragen, daß wir beim Verlassen des Gebäudes uns verfuhrten und halbstundenlang zwischen den Drahtverhauen umherirrten, ohne daß eine Menschenseele nach unserem Woher und Wohin fragte, geschweige denn, daß wir wie beim Kommen auf Waffen, Bomben und andere Mordinstrumente durchsucht worden wären.

In der Abteilung G-5 empfingen uns statt Moffit, an den trotz vielen Bemühens in keiner Weise heranzukommen war, zwei Majore. Der aufgeschlossener, ein Major Smith, ließ sich von unserer Lage überzeugen und glaubte auch an die Abergabe nichtrussischer Staatsbürger an die Russen. Major Hansen hatte am Vormittag bei dieser Erwähnung eine eindrucksvolle Geste gemacht, indem er sich mit dem Finger um den Hals fuhr, die Bewegung des Hängens andeutete. Major Smith war der Meinung, es handele sich um ein politisches Problem. Wir versuchten, klarzustellen, das Problem sei zwar politisch, noch mehr aber menschlich.

Moffit ließ sagen, seine erste telefonische Auskunft sei irrig gewesen. Die Abmachung beziehe sich nur auf Verbündete, nicht auf die ehemaligen Feindnationen.

Major Smith beschied uns auf den nächsten Tag. Er würde die politischen Referenten vorher informieren.

So fuhren wir unverrichteterdinge nach Friedberg zurück. Nach den Aufregungen des Tages war der gepflegte Ulrichsche Garten ein wahres Beruhigungsmittel für unsere strapazierten Nerven.

Ich suchte den mir von meiner Marburger Studienzeit her bekannten Studienrat Ferdinand Weckerling auf. Er sei zwar, erzählte er, Parteigenosse gewesen, habe sich aber nie hervorgetan und hoffe, mit dem Verlust des Pensionsanspruches ohne Gefängnisstrafe davonzukommen. Die siebenbürgische Volksgruppe solle, so aussichtslos es augenblicklich scheine, unter allen Umständen durchhalten.

Die Zukunft Deutschlands sah er zwar in trübem Licht, aber keineswegs hoffnungslos. Alles werde auf den Zusammenhalt der Familie ankommen, nachdem größere Gemeinschaften nicht funktionsfähig seien. Das gelte mutatis mutandis auch für die Siebenbürger Sachsen.

13. Juli, Freitag. Am nächsten Vormittag wurden wir in Hoechst einem politischen Referenten vorgeführt. Das war ein junger Engländer in Zivil, tadellos gekleidet und manierlich. Er unterschied sich von den ungehobelten Amerikanern auf das vorteilhafteste. An Füße auf dem Tisch und dergleichen Ungezogenheiten war nicht zu denken.

Major Smith war ebenfalls erschienen, gab Auskünfte und machte sich Notizen. Wie der Engländer hieß, war nicht herauszubekommen. Das Türschild besagte King & Brown, Political Assistance Officers. British.

Ob King oder Brown uns empfing, haben wir nie erfahren. Jedenfalls verstand er tadellos deutsch, sprach aber ausschließlich englisch und versuchte, herauszubekommen, was wir drei untereinander sprachen. Vergeblich, denn wir sprachen natürlich in unserer Mundart.

Major Smith, der unsere Denkschrift in der Hand hielt und fleißig darin anstrich, machte sich fortwährend Notizen und gab ebenfalls Auskünfte.

Ich hatte einen guten Tag, konnte dem Engländer, dem mein Toussaint-Langenscheidt-Englisch verständlich war, etwa eine Viertelstunde lang zusammenhängend referieren und auf seine sehr geschickt gestellten Fragen antworten.

Das Kreuzverhör ging so zufriedenstellend aus, daß King (oder Brown) sagte, diese Fragen würden auf einer demnächst stattfindenden Friedenskonferenz im größeren Zusammenhang erledigt werden.

Bis dahin würden die amerikanischen Militärbehörden das Asylrecht in Österreich respektieren und die Übergabe von Volksdeutschen an die Russen abstellen.

Die Bitte, uns diesen Bescheid schriftlich auszufertigen, schlug er ab. Die Militärbehörden würden das Entsprechende veranlassen. Major Smith, dem wir nachher die in Frage kommenden Orte in Österreich angaben, habe sich alles notiert und werde das Notwendige veranlassen.

Wir hatten bereits von Stadtpfarrer Fricke erfahren, daß Bitten um schriftliche Ausfertigungen vergeblich sein würden. Die Amis gäben nichts schriftlich. Aber der junge Engländer stellte uns anheim, uns gegenüber amerikanischen Militär- und österreichischen Zivilbehörden auf seine Entscheidung zu berufen und ihnen mitzuteilen, daß die Zusicherung von zuständigen Dienststellen des Obersten Hauptquartiers komme.

Major Smith sagte zu, ein schriftliches Referat in unserem Sinne abzufassen und es seinen Dienststellen zuzuleiten.

Es auch den Russen weiterzugeben, lehnte er ab. Die Beziehungen seien gegenwärtig nicht dergestalt, daß so etwas möglich sei.

Nachdem wir den erhaltenen Bescheid in der Handelskammer schriftlich festgehalten und Stadtpfarrer Fricke davon Mitteilung gemacht hatten — er beglückwünschte uns zu dem seiner Meinung nach unwahrscheinlichen Erfolg —, unternahmen wir vor der Rückfahrt nach Friedberg einen Rundgang in den Ruinen der Altstadt.

Die Vernichtung schien uns entsetzlich. Fast alles war ausgebrannt, fürchterlich zusammengebombt. Auch die Einheimischen kannten sich im Gewirr der engen Fußpfade und in den Trümmern nicht aus.

Molitoris und Nikolaus waren tief erschüttert. Sie waren überzeugt, aus dem Kulissenfeld dieser Vernichtung werde niemals mehr Leben erstehen.

Meine Überzeugung, der Esen, der auf einer Hintermauer des früheren Goethemuseums grünte, sei ein Symbol des weitergehenden Lebens, schien ihnen übertrieben optimistisch.

Am nächsten Tag machte ich einen Besuch in Marburg und Gießen, das ich zuletzt im März vor der feindlichen Besetzung gesehen hatte. Marburg hatte ausschließlich Regimentsbesatzung, auf dem Giessener Bahnhof, auf dem es lange zu warten gab, machten sich frühere Fremdarbeiter mit unwahrscheinlich frechen Bemerkungen breit und konnten von den amerikanischen Militärposten kaum zur Ordnung verhalten werden.

In Gießen mußte ich übernachten, was im Luftschutzbunker der Chirurgischen Klinik noch möglich war. Die übrige Stadt war völlig tot. Nicht einmal Fliegen und Insekten schwirrten in der Luft, ich hatte das Gefühl, im Meer zu weit hinausgeschwommen zu sein und weder Küste noch Gestade zu sehen.

Dieses entsetzliche Gefühl war selbst in Nürnberg und Frankfurt trotz aller Verwüstung schwächer gewesen.

In Marburg konnte ich meinen Freund Professor Mannhardt sprechen. Er wohnte, der Kriegsgefangenschaft ausgewichen, irgendwo auf dem Lande und kam nur zu Besuch gelegentlich nach Marburg, wo ihm der Zutritt zu seiner „Burse“ verwehrt war.

Die Universitätsverhältnisse waren ungeregelt, obwohl der zuständige amerikanische Bildungsoffizier dem Vernehmen nach verständnisvoll und verständig sei.

Die belasteten Professoren waren amtsenthoben, der Führer der Dozentenschaft, Kollege Martin, festgesetzt, Professor Mikla vom Deutschen Sprachatlas provisorisch untergebracht. Die Rückkehr nach Friedberg war eine Erlösung.

Rückfahrt nach Österreich

Die Rückfahrt nach Österreich zog sich unwahrscheinlich hinaus. Sie sollte in einem Auto der Handelskammer erfolgen, das irgendeinen wichtigen Mann aus Berchtesgaden nach Frankfurt zu bringen hatte.

Zuerst machte die Beschaffung von Treibstoff Schwierigkeiten. Die Verhandlungen mit den Herren der Handelskammer und der Stadtverwaltung waren nicht einfach. Das im besondern erschien unserem Generaldechanten demütigend und kränkte ihn. Endlich schien es soweit. Da hatte das Auto einen Defekt und mußte repariert werden. Das wiederum dauerte tagelang.

Als es endlich soweit war, daß wir fahren konnten, hatten die Amerikaner eine Verkehrssperre angeordnet.

Daß diese Sperre mit der Verschiebung der Zonengrenze im ganzen ehemaligen Reichsgebiet (heute: Deutschland, Österreich und unter polnischer und russischer Verwaltung stehende Gebiete jenseits der Oder-Neiße-Grenze) zusammenhing, konnten wir nicht wissen.

Die Fahrt in dem guten Wagen der Handelskammer ging dergestalt mit zahllosen Unterbrechungen vor sich; es sind im ganzen über fünfzig Kontrollen gewesen, deren jede einzelne unsere Papiere für falsch erklärte, weil das Oberste Hauptquartier Legitimationen, wie wir sie vorwiesen, angeblich nicht ausstellte.

Am ersten Tag ging die Fahrt bis Dinkelsbühl, das wir bei dieser Gelegenheit zum erstenmal sahen. Wir ahnten nicht, daß es in wenigen Jahren ein Mittelpunkt der Landsmannschaft

sein würde. In der allgemeinen Zerstörung war die alte Reichsstadt eine Insel des Friedens. Völlig intakt, von Bomben nicht einmal gestreift, präsentierte sie sich mit ihren Türmen und Basteien wie unser Schäßburg.

Wir übernachteten im Pfarrhaus. Uns Heimatlosen erschien es wie eine Insel der Seligen. Am nächsten Tag setzten sich die Behelligungen durch ununterbrochene Kontrollen und Beanstandungen fort. Dabei stellten wir zum erstenmal fest, daß amerikanische Soldaten kaum Englisch verstanden, hingegen ihre Muttersprache (z. B. Serbisch) einwandfrei beherrschten.

Am unangenehmsten war die Kontrolle am Chiemsee. Ein Militärauto stellte sich quer, zwang unseren Fahrer, auszusteigen, ein rothaariger baumlanger Ire setzte sich ans Steuer, hängte einen Fuß zum Fenster hinaus und fuhr uns in rasender Eile auf Nebenwegen über Gänsefedervieh, neben kreischenden Weibern kilometerweit nach Rosenheim zurück. Ein diensthabender Offizier war nicht aufzutreiben, weil Sonntag war. Dechant Nikolaus hielt unser letztes Stündlein für gekommen. Endlich erschien der gut Deutsch sprechende Diensthabende, erklärte unsere Ausweise für wahrscheinlich falsch, gab uns aber frei. An der Grenze würden wir Näheres erfahren.

In der Tat wurden wir an der heutigen Grenze vor Salzburg gestoppt. Der Postenkommandant telefonierte lauthals mit dem Salzburger CIC. Es kämen verdächtige Leute mit falschen Ausweisen in die Stadt eingefahren. Da es inzwischen Nacht geworden war und der Curfew für Zivilisten längst abgelaufen sei, sei schon das ein Grund, diese Individuen zu verhaften.

Glücklicherweise wurde das Gespräch in einem Feldtelefon so laut geführt, daß es von A bis Z vernehmlich blieb. Infolgedessen hüteten wir uns, nach Salzburg einzufahren, bogen gleich nach der Grenze von der Straße ab und baten die Toffelbauern (Franz und Elisabeth Berger) um Nachtquartier. Das wurde uns in der Scheune gerne gewährt. Am nächsten Morgen schenkte uns die Bäuerin sogar Eier, eine Wohltat, da wir ja keine Lebensmittelkarten mehr hatten. Wir fuhren nach abgelaufenem Curfew ohne weitere Belästigungen in Salzburg ein und erstatteten dort Bericht. Diesen druckte ich im Anhang (Beilage 2) ab.

Epilog

Ich beeilte mich, ins Landrichterhaus nach Mauris „nach Hause“ zu fahren. Dort fand ich die Tür verschlossen und verriegelt. Unsere Hausfrau teilte mir mit, am Nachmittag seien Amerikaner hier gewesen, um meine Frau und die Kinder abzuheben.

Der verzweifelte Einwand meiner Frau, sie möchten wenigstens so lange warten, bis ihr Mann von seiner Fahrt ins amerikanische Hauptquartier zurückgekehrt sei, wurde gleichmütig abgelehnt. In Rußland würden wir uns ja wieder treffen.

Es wären aber doch einige Stunden Aufschub bewilligt worden, damit sie das Notwendigste packte.

Diese Zeit benützte meine Frau dazu, mit den Kindern ins Gebirge zu flüchten. Inzwischen hatte es zu regnen begonnen. Spät in der Nacht schlich sich der älteste Sohn in die Wohnung, die die Hausfrau inzwischen entriegelt hatte.

Meine Frau hatte einen schweren Nervenschock erlitten. Gegen Morgen waren sie alle wieder da.

Beim Bürgermeisteramt wurde meine Angabe, die amerikanischen Militärbehörden hätten unser Asylrecht vorläufig verlängert, für eine glatte Lüge erklärt. Der „Medizinstudent“ wußte nichts davon, und ein Anruf in Zell am See hatte das gleiche Ergebnis. Immerhin traf im Laufe des Tages die Verständigung an den Kompaniekommandanten ein. So kam auch dieses Sathyrspiel nach vielem Hin und Her zu einem glücklichen Abschluß, davon abge-

sehen, daß meine Frau mit ihrem Nervenschock noch wochenlang in ärztlicher Behandlung war.

Der Bericht bleibt unvollständig. Der Besuch der Frankfurter Delegation bei Pfarrer Niemöller und die ausführliche Aussprache mit ihm, die Aufnahme vieler siebenbürgisch-sächsischer Pfarrer und Lehrer in den kirchlichen und Schuldienst in Bayern u. a. müssen einer gesonderten Darstellung vorbehalten bleiben.

Beilage 1: Memorandum vom 8. Juli 1945

Am 6. Juli 1945 kamen als Abgesandte der nach Österreich evaluierten sogenannten Siebenbürger „Sachsen“ die beiden Herren Dechantstadtpfarrer Heinrich Nikolaus aus Sächsisch-Reen und Universitätsprofessor Dr. Karl Kurt Klein aus Klausenburg zu dem Generaldechanten der evangelischen Kirche M. B. in Nordsevenbürgen, Dr. Carl Molitoris, der in der Erlanger Universitätsklinik krank gelegen hatte, als zu ihrem geistlichen Oberhaupt nach Erlangen, um Rat und Hilfe für ihre Glaubens- und Volksgenossen zu erbitten.

Die Siebenbürger Sachsen sind das älteste Kolonistenvolk Europas. Sie sind in ihrem Grundstock Luxemburger und Wlamen, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts von den ungarischen Königen als Kolonisten in Siebenbürgen angesiedelt wurden. Ihre Zahl beträgt heute rund 300 000*). Sie sind in ihrer Gesamtheit evangelisch, ein echtes Kirchenvolk, das sich im Verkehr untereinander der eigenen „sächsischen“ (luxemburgischen) Mundart, als Hochsprache des Deutschen bedient. Sie stellten vor 1939 eine mit gewissen Autonomierechten ausgestattete selbständige Volksgruppe dar, die in dem Minderheitenschutzvertrag des Versailler Friedensvertrages besonders genannt war und durch diesen Vertrag gewisse Minderheitenrechte zugesichert erhalten hatte. Ihre staatsrechtliche Stellung ist im Lauf der Jahrhunderte eine wechselnde gewesen. Ursprünglich waren sie, vom Mittelalter bis zum Jahr 1848, ein eigener Landstand Siebenbürgens, welches Land bis 1541 zu Ungarn gehörte, von 1541 bis 1690 ein selbstständiges Fürstentum war. 1690 wurde Siebenbürgen zu Österreich geschlagen, kam 1867 unter ungarische Staatshoheit, fiel 1918 an Rumänien und wurde im Jahre 1940 durch einen Schiedsspruch der Achsenmächte zwischen Rumänien und Ungarn so geteilt, daß in Nordsevenbürgen rund 42 000 Sachsen an Ungarn fielen, während rund 250 000 Sachsen in Südsevenbürgen bei Rumänien blieben. Aus den Berichten der beiden obengenannten Abgesandten ergibt sich folgendes Bild der gegenwärtigen Lage dieses Volkskörpers:

Als nach dem Übertritt Rumäniens aus dem Lager der Achsenmächte in das der Alliierten Ende August 1944 die russischen Heere sich Siebenbürgen näherten, begannen die deutschen militärischen Stellen, die Sachsen — als Teilaktion der größeren Evaluierung im Südostraum, von der zusammen mehrere Hunderttausend sogenannte Volksdeutsche erfaßt worden sein mögen — aus ihrer Heimat abzutransportieren. Es wurden aus Nordsevenbürgen rund 35 000 Sachsen unter Zurücklassung ihres gesamten Grund und Bodens und Besitzes mit ganz kümmerlichem Flüchtlingsgepäck nach dem Westen in Marsch gesetzt, und zwar meist in Trecks, d. h. auf den von Pferden gezogenen eigenen Bauernfuhrwerken; die an Zahl geringe städtische Bevölkerung wurde in Lastzügen evaluiert. Dasselbe Schicksal hatten rund 5000 Sachsen aus dem rumänischen Teil Siebenbürgens. Die Flüchtlinge wurden zunächst nach Westungarn, von dort im Lauf des Herbstes und Winters in das Deutsche Reich gebracht, und zwar in dessen östliche Provinzen: die damalige Ostmark, Sachsen, Schlesien, ein Teil auch nach Thüringen und Bayern. Beim weiteren Vormarsch der Russen wurde ein Großteil der Flüchtlinge unter zum Teil außerordentlichen Entbehrungen ein drittes Mal weitergeschoben. Sie befinden sich heute im wesentlichen in den österreichischen Ländern Ober- und Niederösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg sowie auch in Bayern. In der amerikanischen Besatzungszone in Österreich dürften sich gegenwärtig um 25 000 Siebenbürger Sachsen befinden. Mehr als drei Viertel von ihnen sind Bauern, die nach Verkauf von Pferd und Wagen bzw. deren Übernahme durch die deutsche Wehrmacht in Bauernwirtschaften unterkamen und dort in die Arbeit einstanden. Ein kleiner Teil von ihnen ist lagermäßig zusammengefaßt, so unter anderem drei höhere Schulen mit zusammen rund 280 Schülern und Lehrern im Kreis Zell am See (Land Salzburg).

Von den ersten Rückführungsaktionen, die von den amerikanischen militärischen Stellen vorgenommen wurden, blieben die Siebenbürger Sachsen verschont. Sie haben zwar alle den Wunsch, in ihre Heimat zurückzukehren, doch ist ihre gegenwärtige Lage dazu noch nicht reif. Siebenbürgen ist heute — wie der gesamte Südoften — unter russischer Kontrolle und von den Russen den Rumänen versprochen worden, was aber noch der Zustimmung der nichtrussischen Alliierten und der Untersuchung der von ungarischer Seite auf dieses Gebiet erhobenen Ansprüche bedarf. Ebenso sind sich die Evaluierten über ihre eigene zivilrechtliche Lage nicht im klaren, da von rumänischer Seite dem Vernehmen nach scharfe Maßnahmen gegen die Absentisten getroffen worden sind. Im besonderen haben die siebenbürgischen Sachsen bei einem gewaltsamen Rücktransport für Leib und Leben zu fürchten. Während des Krieges haben ihre wehrfähigen Männer und Jünglinge ihrer Dienstpflicht nicht nur in den rumänischen und ungarischen Armeen, sondern auf Grund von Abkommen, die nach dem Jahr 1942

*) Reste genau 252 251.

zwischen der deutschen Reichsregierung und der kgl. ungarischen bzw. kgl. rumänischen Regierung ohne Zutun der davon Betroffenen abgeschlossen wurden, auch in der deutschen Wehrmacht und SS genügt. Die ganze Volksgruppe der Siebenbürger Sachsen befürchtet nun Repressalien dafür.

In der Tat hatte die deutsche Presse einige Wochen vor dem Waffenstillstand die Nachricht veröffentlicht, daß etwa 60 000 volksdeutsche Männer aus Rumänien, d. h. in erster Reihe also Siebenbürger Sachsen, zur Zwangsarbeit in das Innere Rußlands deportiert und überdies auch Mädchen und Frauen im Alter von 16 bis 35 Jahren zu solchen Zwangsarbeiten zusammengetrieben und abtransportiert worden seien. Weiter hieß es in Presse- und Rundfunkmeldungen, daß Rumänien eine weitgehende Bodenenteignung der Angehörigen der SS-Männer vorgenommen und praktisch den gesamten Grund und Boden der sächsischen Minderheit in Siebenbürgen weggenommen habe, so daß zumal auch die unter härtesten Entbehrungen aus ihrer Heimat Evakuierten bei ihrer Rückkehr als Bettler dastehen würden.

Bis zur Klärung der mit diesen Problemen zusammenhängenden Fragen wollten die evakuierten Siebenbürger an ihren jetzigen Arbeitsstellen verbleiben und zuverlässige Nachrichten über die Zustände in ihrer Heimat sowie Zusicherungen über ihre Rechts- und Lebenssicherung abwarten. Bei den ersten von den amerikanischen Stellen durchgeführten Rücktransporten blieben sie auch tatsächlich unberücksichtigt. Sehr bald verschlechterte sich für einen Teil von ihnen die Lage. Lokale österreichische Behörden, meist Bürgermeister, welche die allgemein schwierige Ernährungslage Österreichs durch den Abtransport aller Ausländer erleichtern wollten, betrieben die Sammlung der Evakuierten in Sammel-lagern und deren Abtransport. So wurde ein Transport von Siebenbürger Sachsen, etwa 800—1000 Seelen stark, gegen den Willen der davon Betroffenen aus den Ländern Salzburg und Oberösterreich über das Sammellager Lieben an der Demarkationslinie abgeschoben und von den amerikanischen Dienststellen den russischen übergeben. Andere Siebenbürger Sachsen und Volksdeutsche wurden einzeln und gesammelt in Lager und Transporte von Angehörigen der Staatsvölker südosteuropäischer Länder gesteckt und abgeschoben oder für den Abschieb bereitgestellt.

Im Zusammenhang damit bemächtigte sich der Siebenbürger Sachsen in Österreich ebenso wie der Angehörigen anderer volksdeutscher Minderheitengruppen aus den Südosträumen eine tiefgehende Unruhe. Unkontrollierbare Gerüchte brachten die Leute in die wildeste Erregung. Die Nachprüfung und Widerlegung dieser Gerüchte stand bei den derzeit noch bestehenden Verkehrsschwierigkeiten weder in der Macht der örtlichen Stellen und eigenen Führer dieser Leute noch auch vermochten die amerikanischen Stellen darüber Auskunft zu geben.

Um die entstandene Aufregung zu dämpfen, haben die amerikanischen Stellen im Einvernehmen mit den österreichischen Behörden die weitere Sammlung von Volksdeutschen aus dem Südosten sowie Abtransportierung von Siebenbürger Sachsen zeitweilig sistiert, um Abgesandten der europäischen Minderheit die Möglichkeit zu geben, mit dem in Erlangen rekonvalenszenten Oberhaupt ihrer Kirche, Generaldechanten Dr. Molitoris, Fühlung zu nehmen und bei den zuständigen Stellen eine Klärung ihrer Lage herbeizuführen.

Zusammen mit den obengenannten beiden Abgesandten hat Generaldechant Dr. Molitoris nun die Fahrt zur Zentrale der Militärregierung nach Frankfurt angetreten und dort folgendes zu erreichen versucht:

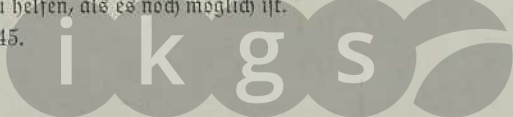
1. Verlängerung der augenblicklich nur kurz befristeten Sistierung des Abtransportes seiner Volks- und Glaubensgenossen.
2. Weitergewährung des Asylrechtes in Österreich und Verbleiben der Leute in ihren gegenwärtigen Arbeitsstätten — meist bäuerlichen Betrieben — bis zur staats- und zivilrechtlichen Klärung ihrer Lage und Erlangung der Möglichkeit, ohne Schädigung an Leib, Leben oder der ihnen noch verbliebenen kümmerlichen Flüchtlingshabe in ihre Heimat zurückkehren zu können.
3. Sollte Österreich seinen ehemaligen Staatsangehörigen — die durch mehr als anderthalb Jahrhunderte hindurch vorbildliche Bürger dieses Staates gewesen sind — dieses Asylrecht weiter nicht gewähren können oder wollen, Ausfindigmachung eines anderen vorübergehenden Gastlandes, z. B. Bayern, wo sich ein Teil der Siebenbürger Sachsen bisher ungestört befindet.
4. Im äußersten Falle: Vorbereitung einer geordneten Umsiedlung der Siebenbürger Sachsen oder Suchen einer anderen Lösung, die ihnen eine Lebensmöglichkeit bietet.

Vordringlich wichtig scheint der Delegation neben obigem die Erlangung wirklich zuverlässiger Nachrichten über die Situation in Siebenbürgen und die Lage der dort verbliebenen und dorthin in Marsch gesetzten Glaubens- und Volksgenossen, um auf die Evakuierten beruhigend einwirken zu können. Zu diesem Zweck wäre

5. entweder einem Vertrauensmann der Evakuierten die Reise nach Siebenbürgen oder einem der Führer der in Siebenbürgen verbliebenen Sachsen die Reise nach Österreich zu ermöglichen.

Es wird nicht geleugnet werden können, daß es eine Pflicht der Humanität und christlichen Nächstenliebe ist, diesen unglücklichen, vom Schicksal so hart hin- und hergeworfenen Menschen, die schon so viel verloren haben, soweit es noch möglich ist.

Erlangen, am 8. Juli 1945.



Beilage 2: Altennotiz über die Verhandlungen im Amerikanischen Hauptquartier

Die aus Generaldefant Dr. Karl Molitoris, Dechantstadtpfarrer Heinrich Nikolaus und Universitätsprofessor Dr. Karl Kurt Klein bestehende Abordnung begann ihre Frankfurter Verhandlungen am 12. Juli 1945 in der Abteilung für Kriegsgefangene und rückzuführende Personen der Amerikanischen Truppe des Obersten Hauptquartiers (Headquarters US GROUP C C PRISONER OF WAR AND DISPLACED PERSONS DIV. APO 742), die gegenwärtig im höchsten Verwaltungsgebäude der U. S. Farben untergebracht ist. Chef der Abteilung ist Major Curt E. Hansen. Den Zugang zu ihm öffnet uns Captain Landeen. Major Hansen hatte seine Abteilung eben erst einzurichten begonnen und war über unser Problem völlig unorientiert. Er stellte sich indessen mit großer Aufgeschlossenheit zur Verfügung, uns — da seine Stelle dafür nicht zuständig sei — an die kompetenten Leute heranzubringen, ließ sich unsere Lage ausführlich schildern und an Hand der Karte erläutern, telefonierte im Frankfurter Hauptquartier mehrere Dienststellen an, bis er den zuständigen Mann, Oberst A. H. Moffit jr., in der Abteilung G-5 des SHEAEF (Supreme Headquarter of the Allied Expeditionary Forces) erreichte. Er referierte ihm telefonisch in ausgesprochen wohlwollender Art und Weise, an Hand unserer Denkschrift, die Captain Landeen ihm eingehändigt hatte. Oberst Moffit gab telefonisch den Bescheid, die frühere und uns bereits bekannte, amerikanische Auffassung bestehe weiter zu Recht, wonach außer russischen Staatsangehörigen niemand gegen seinen Willen den Russen übergeben werden könne. Als Major Hansen ihm mitteilte, daß das im Fall eines Transportes von 800—1000 Siebenbürger Sachsen im Österreichischen doch geschehen sei, wünschte Oberst Moffit die Abordnung persönlich zu sprechen. Major Hansen gab ein persönliches Schreiben an Oberst Moffit mit. Als die Abordnung am frühen Nachmittag in der Abteilung G.—5 des SHEAEF vorsprach, um sich Oberst Moffit vorzustellen, fand sie eine völlig gewandelte Atmosphäre vor. Sie wurde von zwei Offizieren der Abteilung — der eine davon ein Major Smith — mit dem Bescheid empfangen, Oberst Moffit habe den Auftrag gegeben, uns mitzuteilen, daß die am morgen Major Hansen gegenüber geäußerte Auffassung nur für Angehörige der verbündeten Mächte, nicht aber auch für Angehörige früherer Feindmächte (zu denen Rumänien und Ungarn gehören) zutreffe. Der Abtransport der Siebenbürger könne demzufolge nicht gestoppt werden. In langwierigen und zum Teil sehr schwierigen Verhandlungen gelang es, Major Smith, der sichtlich wärmer wurde, davon zu überzeugen, daß hier ein besonderer und besonders schwieriger Fall vorliege. Er erklärte, mit dem politischen Referenten Fühlung nehmen zu müssen, bei dem die vorläufige Entscheidung liege, konnte ihn aber nicht erreichen. So bestellte er die Abordnung für den nächsten Morgen nochmals. Eine mündliche Vorsprache bei Oberst Moffit war trotz mehrmaligem, dringendem Ersuchen nicht zu erreichen.

Am 13. Juli 1945 sprach die Abordnung bei Major Smith vor und wurde von ihm in das Zimmer der politischen Referenten — Ring und Brown — (Political Assistance Officers, British) geleitet. Einer der beiden Herren empfing uns in Anwesenheit von Major Smith, der sich weitere Notizen machte und unsere Denkschrift mit dem politischen Referenten vorher offensichtlich durchgesehen hatte. Herr Ring (oder Brown) ließ sich zusammenhängend von uns berichten, stellte dann seinerseits einige Fragen — die nicht unfreundlich waren — und gab dann im Einvernehmen mit Major Smith folgenden Bescheid:

Bis zur endgültigen Lösung der Süd-Ost-Fragen würde die Sistierung des Abtransportes der Siebenbürger Sachsen aus den von uns näher umschriebenen Orten und Gegenden in Oberösterreich, Salzburg und Bayern verlängert werden. Diese Sistierung habe temporären Charakter. Die Entscheidung so wichtiger Fragen stehe nicht bei ihm und seiner Abteilung, sondern würde von höchsten Stellen (unter denen man die Friedenskonferenz verstehen konnte) gefällt werden. Er werde an Hand unserer Denkschrift und anderer von ihm noch einzuholender Daten diesen Stellen referieren und hoffe, zu der Entscheidung in unserem Sinne beitragen zu können. Damit entließ er die Abordnung und Major Smith.

Auf unser an Major Smith gerichtetes Ersuchen, uns einen schriftlichen Bescheid auszufolgen, erwiderte Major Smith:

Er bedauerte, das nicht tun zu können.

Die militärischen Dienststellen würden entsprechend angewiesen werden und würden weitere Abtransporte bis zum Fallen der Entscheidung unterlassen. Wir seien ermächtigt, sowohl den militärischen Dienststellen als auch unseren Glaubens- und Volksgenossen gegenüber von diesem bei der zuständigen Behörde (Office) des Obersten Hauptquartiers erwirkten Bescheid Gebrauch zu machen. Er würde seine Dienststellen zugleich auffordern, ihm über unsere Lage von ihrem Standpunkt aus zu berichten.